



**University of  
Zurich**<sup>UZH</sup>

**Zurich Open Repository and  
Archive**

University of Zurich  
University Library  
Strickhofstrasse 39  
CH-8057 Zurich  
[www.zora.uzh.ch](http://www.zora.uzh.ch)

---

Year: 2008

---

## **Exoten unter den Uni-Professoren**

Mäder, Claudia ; Shimizu, Kentaro K

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-17906>

Newspaper Article

Published Version

Originally published at:

Mäder, Claudia; Shimizu, Kentaro K. Exoten unter den Uni-Professoren. In: Der Landbote, 25 March 2008, 25.



# Exoten unter den Uni-Professoren

An der Universität Zürich sind Wissenschaftler aus über 90 Nationen tätig. So auch Kentaro Shimizu, ein japanischer Pflanzenbiologe.

**ZÜRICH** – Herr Shimizu, Sie werden erst 34 und sind schon seit zwei Jahren Assistenzprofessor in Zürich – das klingt nach einer steilen Karriere.

Mein Werdegang ist eigentlich nicht aussergewöhnlich. Ich habe in Kyoto studiert und war als «PostDoc» in den USA. Als Professor konnte ich mich danach überall dort bewerben, wo mich die akademische Umgebung angesprochen hat. Die Konditionen hier in Zürich sind weltweit von den Besten.



Meinen Sie damit das Geld?

Die zur Verfügung gestellten Geldmittel hier sind interessant, ja. Ebenso wie die exzellente Infrastruktur. Mir gefällt aber auch, dass die meisten Leute hier die Bedeutung der Grundlagenforschung verstehen und sich nicht nur auf die angewandten Wissenschaften konzentrieren. Das kommt wahrscheinlich von der langen Wissenschaftsgeschichte, auf die Zürich zurückblicken kann. Diese Tradition spornt an, eigene Forschung zu betreiben.

Sind die Konditionen im japanischen Unisystem denn grundsätzlich anders? Den grössten Unterschied sehe ich darin, dass in Japan die Möglichkeiten zu unabhängiger Forschung für junge

Wissenschaftler stark eingeschränkt sind. Meist ist man auch als Assistenzprofessor in einem Grosslabor einem Professor unterstellt. In der Schweiz gibt es zunehmend mehr Stellen wie meine, die dem Nachwuchs das Arbeiten an eigenen Projekten ermöglicht: Das ist für junge Wissenschaftler extrem attraktiv. Viele Japaner gehen deshalb auf PostDoc-Stufe ins Ausland – früher in die USA und jetzt, mit der verschlechterten amerikanischen Wirtschaftslage, eher nach Europa.

Das tönt alles sehr rational. Was haben Sie sonst von Zürich gewusst, als Sie sich hier beworben haben?

Nicht viel. Immerhin hatte ich bereits einen positiven Eindruck von der Schweiz: Als ich als Undergraduate eine Zugreise durch Europa machte, habe ich mich in Zürich verirrt. Dank äusserst hilfsbereiten Leuten habe ich dann den Bahnhof wieder gefunden.

Und hat der Eindruck getäuscht?

Nein, überhaupt nicht. Das Leben hier gefällt mir sehr, insbesondere auch wegen des breiten kulturellen Angebots. Eigentlich finde ich, dass sich die schweizerische Kultur nicht erheblich von der japanischen unterscheidet. In beiden Ländern sind die Städte sauber, die Züge pünktlich und die Leute anfänglich etwas zurückhaltend. Nur die Ladenöffnungszeiten fand ich gewöhnungsbedürftig: In Japan steht am Sonntag jeweils Shopping auf dem Programm.

CLAUDIA MÄDER



Kentaro Shimizu hat sich während einer Reise einmal in Zürich verirrt. Bild: mad

Aus Kalifornien nach Zürich: Jay S. Siegel unterrichtet Chemie und findet, dass die Zürcher mehr nach Art der Cowboys forschen könnten.

**ZÜRICH** – Herr Siegel, Sie haben 2003 die University of California verlassen. Was hat Sie damals dazu bewogen, nach Zürich zu kommen?

In Zürich sind seit jeher Spitzenleistungen erbracht worden – von nationalen und internationalen Topkräften. Zudem stellt die Uni eine sehr gute instrumentelle Infrastruktur zur Verfügung und erfüllt so eine weitere Voraussetzung für herausragende wissenschaftliche Leistungen.

Das bieten amerikanische Universitäten doch auch.

Ich hatte in San Diego ein schönes Haus und eine unbefristete Stelle. Ich hätte ein gutes Leben in Kalifornien führen können. Nach Zürich bin ich nicht gekommen, weil ich etwas von der Schweiz wollte, sondern weil ich hier etwas schaffen konnte. An der Uni Zürich gab es etwas aufzubauen: Im Jahr 2000 waren die Neuimmatrikulationen auf etwa 20 abgefallen – jetzt sind es fast 100. Wir haben ein junges Team und eine tolle Stimmung.

Inwiefern unterscheidet sich die Stimmung an der Uni Zürich von derjenigen an amerikanischen Universitäten?

Es gibt kulturelle Unterschiede. Wir Amerikaner sind einfach ein bisschen mehr wie Cowboys: sehr versuchsfreudig und immer von der Machbar-

keit der Dinge überzeugt. Der durchschnittliche Schweizer Student hingegen versucht, perfekte Ausgangslagen zu schaffen, bevor er etwas probiert. Wir sind spontaner.

Die US-Mentalität scheint sich durchzusetzen: Aussergewöhnlich viele Amerikaner lehren in Zürich Chemie.

Ja, unterdessen sind fast sieben amerikanische Professoren für organische Chemie hier an Uni und ETH.

Beschert diese amerikanische Invasion dem Institut keine Kritik?

Persönlich mache ich fast nur positive Erfahrungen, es sei denn, es gehe um die amerikanische Regierung. Bezogen auf die Uni gibt es schon auch kritische Stimmen. Denen ist aber einfach beizukommen: Die Professoren werden in einem offenen Wettbewerb berufen, von Kommissionen, in denen vorwiegend Schweizer sitzen. Leute, die meckern, gibt es überall.

Gemeckert wird ja vor allem, weil den Schweizer Talenten von den «Ausländern» Plätze weggenommen würden.

Auf meinem Gebiet gibt es einen Mangel an Schweizern, weil hier der Chemie lange Zeit ein negativer Ruf angehaftet hat. Der Nachwuchs muss zuerst richtig motiviert werden. Und dann ist wichtig zu sehen, dass die Schweiz von den ausländischen Professoren auch profitieren kann: Häufig fördern diese Lehrstühle durch ihre Aktivitäten und Innovationen die Schaffung neuer Stellen in Wirtschaft und Industrie – eine Entwicklung, die letztlich dem ganzen Land zugutekommt. (cm)



«Ich hätte in Kalifornien ein gutes Leben führen können»: Jay S. Siegel. Bild: hd